

Unbezahlbar – Räume zwischen Preis und Wert. Ein Kommentar zur Geldforschung aus volkskundlich-ethnologischer Perspektive

Andreas Hartmann

Lassen Sie mich damit beginnen, weshalb ich überhaupt hier stehen darf. Denn mit Geld kenne ich mich nicht sonderlich gut aus. Ich bin kein Ökonom, kein Finanzexperte, kein Unternehmer, kein Banker, kein Börsianer. Mein Metier ist die Volkskunde.

In meinem ersten Seminar zum Thema „Umgang mit Geld heute“ – noch vor der Jahrtausendwende – sind wir beherzt und optimistisch und auch etwas naiv zu Werke gegangen. Wir untersuchten Trinkgeld, Taschengeld, Haushaltsgeld, Geldpraktiken in Wohngemeinschaften und bei Paaren, die Haptik des Geldes bei Bezahlvorgängen, seine Entmaterialisierung im elektronischen Zahlungsverkehr, alternatives Geld, Tauschringe usw. Wir lasen die klassische Studie von Marcel Mauss über die Gabe und das Gesetz der Reziprozität als totale, das heißt allumgreifende soziale Tatsache, lasen Georg Simmels „Philosophie des Geldes“ aus dem Jahr 1900 – zumindest in Ausschnitten – und waren von seiner Diagnose fasziniert, dass das Geld einst voneinander abhängige Individuen unabhängig und einst voneinander unabhängige Gemeinschaften abhängig macht, kurz, dass Geld Gemeinschaft in Gesellschaft transformiert.

Geld, so erkannten wir rasch, dient uns Endverbraucher/innen, uns – im Finanzjargon gesprochen – Nicht-Banker/innen offensichtlich nicht nur als Wertmesser, allgemeines Tausch- bzw. Zahlungsmittel und Wertaufbewahrungsmittel, es setzt auch einen kollektiv geteilten Glauben an die Gesellschaft voraus, die es verwendet, sowie an die Dauerhaftigkeit des Staates und der Noten- bzw. Zentralbank, die eine Deckung des Geldes zusichern. Für Geschäftsbanken ist Geld nicht Zahlungsmittel, sondern Schuldenbeleg bzw. Schuldenanerkennnis in Kreditbeziehungen, für Zentralbanken ist Geld Guthaben bei Geschäftsbanken. Aus der Akteurs-, genauer der Konsumenten- und Verkäuferperspektive, erscheint hingegen jeder einzelne Kaufakt, jede einzelne Transaktion als ein unwillkürliches und unbewusstes Bekenntnis zu Gesellschaft und Staat, wodurch trotz der anonymisierenden Qualität des Geldes seine Benutzer/innen jenseits von Face-to-Face-Beziehungen sozial zusammengeschlossen sind. Die politische Rhetorik unserer Tage beschwört diese kohäsive Kraft des Geldes übrigens unentwegt: Wie überspannt

das Diktum für manche auch klingen mag, mit dem Euro stünde zugleich auch Europa auf dem Spiel – zieht man den Sachverhalt in Betracht, dass Geld in erster Linie durch einen Glauben und nicht etwa durch materielle Deckung legitimiert ist, dann wäre mit einer Abkehr vom Euro in der Tat weniger eine Währung als eine politische Idee gescheitert, dann wäre mit einer solchen Abkehr der Euro lediglich die flüchtige und kurzzeitige Materialisation einer Schimäre gewesen. Freilich gab es Europa bereits vor dem Euro, aber als durchgängige, verpflichtende, täglich gehandhabte kulturelle Glaubenspraxis, wie sie der Euro den Europäer/innen auferlegt, gab es Europa vor dem Euro noch nicht.

„Umgang mit Geld als soziale und kulturelle Praxis“: uns Anthropologen leuchtet die Formulierung unmittelbar ein, besagt sie doch erstens, dass der Umgang mit Geld im Kern eine Form des menschlichen Handelns ist wie andere menschliche Handlungen auch. Zweitens begreift sie dieses Handeln als sozial und kulturell geformt, das heißt an überindividuell geltende Regeln und Bedingungen gebunden. Drittens gibt sie einem essentiellen Kulturalismus Ausdruck, dem die Ökonomie bzw. das Finanzsystem qua definitionem unterworfen ist. Denn selbstverständlich sind auch wir Volkskundler/innen gehalten, den Umgang mit Geld zunächst – oder doch zumindest auch – als eine ökonomische Praxis zu verstehen, als wirtschaftliches Handeln im Kontext komplexer Austauschbeziehungen. Wir betonen das offensichtlich nicht eigens, begreifen wir Ökonomie doch als eine Teildomäne der Gesellschaft, als ein kulturelles Partialsystem. Das kulturalistische Credo besagt demnach, dass ökonomische Analyse grundsätzlich als Kultur- und Gesellschaftsanalyse zu verstehen ist. So weit, so gut: Damit aber wären Kulturwissenschaftler/innen und darunter auch Volkskundler/innen oder Wirtschaftsethnolog/innen als die eigentlichen Expert/innen in ökonomischen Fragen anzusprechen, der Ökonomie fiele bestenfalls eine Lieferantenrolle für Daten und Modelle zu. Tatsächlich ist im öffentlichen Mediendiskurs genau diese Tendenz zu beobachten, beanspruchen doch in den Feuilletons und Talkrunden etwa zur Finanz- und Schuldenkrise oder zur Zukunft des Euro häufig Kultur- und Sozialwissenschaftler/innen das Deutungsmonopol und verweisen Wirtschafts- und Finanzexpert/innen – nicht selten versehen mit einem Positivismusverdacht – in die zweite Reihe.

Unlängst stellten zwei Münsteraner Wirtschaftswissenschaftler im Wirtschaftsteil – nicht im Feuilleton – der FAZ eine bedenkenswerte Diagnose. Nicht nur in Presse und Fernsehen, sondern auch auf medienwirksamen Konferenzen und auf dem publikumsrelevanten Büchermarkt werde die gesellschaftliche Funktion, Bedeutung, Wirkung sowie die postmoderne, digitalisierte Transsubstantiation und Verflüchtigung des Geldes (Geldschöpfung und Geldvernichtung) weitgehend von Kulturwissenschaftler/innen verhandelt. Diese Produktionen seien nicht nur analytisch-intellektueller, sondern oft auch ästhetischer Natur. Ihnen wohne

nicht zuletzt dank virtuoser Verkläusulierungen eine sprachliche Brillanz inne, mit der mathematisch trockene ökonomische Modell- und Theoriebildung nicht mithalten könnten. Dieser kulturwissenschaftliche Geld- und Ökonomiediskurs verhalte sich seinerseits in hohem Maße professionell ökonomisch. Er besetze und bediene geschickt einen Markt, generiere Nachfrage, funktioniere wie eine Marke und sei ideal geeignet für akademische Profitbildung, sprich für erfolgreich umgesetzte Karriereambitionen bzw. für eine Aufwertung der persönlichen akademischen Reputation.

Im Grunde handle es sich bei diesen kulturwissenschaftlichen Gelddiskursen um ein lukratives Veredelungsverfahren, welches nach dem „Intel-Inside-Prinzip“ vorgehe. Ökonomische Theorien und Modelle, die ihrerseits kaum je bildliche Anschauungskraft bzw. keinerlei sinnlich-rhetorisches Anmutungspotential aufweisen, die, mit anderen Worten, nicht eben „sexy“ sind, würden – nach dem Schema „Intel-Inside“ – quasi als Vorprodukte gewinnsteigernd in ein elegant aufgemachtes und attraktiv veredeltes kulturwissenschaftliches Enderzeugnis eingebaut. Dieser Vergleich ist griffig, freilich hinkt er schon insofern, als Kulturwissenschaftler/innen und Anthropolog/innen, wenn sie nicht selbst zugleich ausgebildete Ökonom/innen oder Wirtschaftsmathematiker/innen sind, die von ihnen übernommenen ökonomischen Modelle meist nur in vereinfachter Gestalt zur Kenntnis zu nehmen imstande sind. Man schlage als mathematischer Laie etwa nur einmal ein Lehrbuch der Spieltheorie auf, die ja unter anderem Modelle für Entscheidungsprozesse in alltäglichen Verhaltenszusammenhängen anbietet, etwa hinsichtlich des Kalküls von Kreditgeber/innen und Kreditnehmer/innen. Diese Lehrbücher sind meist vollgepackt mit komplexen mathematischen Formeln und Gleichungen, die vermutlich kaum ein/e Kulturwissenschaftler/in, der/die sich spieltheoretischer Grundannahmen bedient, je gründlich studiert hat. Dasselbe dürfte auch für die meisten anderen Algorithmen zutreffen, auf denen die importierten ökonomischen Modelle basieren. Das genannte Veredelungsverfahren des kulturwissenschaftlichen Gelddiskurses arbeitet demnach eher nach dem Motto „Intel-light-inside“.

Ich zähle die Ökonomie wie übrigens auch die neuerlich seitens der Volkskunde wiederentdeckte Genetik oder die Astrophysik, Informatik und Neurophysiologie zu unseren zeitgenössischen Palastwissenschaften, an deren Wissensbeständen wir anderen nur in popularisierten und piktografisch vereinfachten, also heruntergebrochenen Versionen partizipieren können. Diese Versionen sind Erzählungen, es handelt sich, folgen wir der Lesart von Claude Lévi-Strauss, um Mythen unserer Moderne. Die Produktions- und Lagerstätten des Palastwissens selbst, das Reich der Abstraktionen, der Zahlen und der Formeln zu betreten, ist uns Normalsterblichen hingegen in der Regel verwehrt. Das exklusive Expertenwissen kommt in der gesellschaftlichen Wahrnehmung demnach einer Art von

Geheimwissen gleich, und dort, wo es – wie in der Ökonomie – prognostisches Wissen ist, trägt es gleichsam prophetische Züge. Die sogenannten Wirtschaftsweisen, gleichgültig, ob ihre Vorhersagen zutreffen mögen oder nicht, genießen den Status von Hohepriestern. Ihre Orakel sind Gesetz, ebenso wie dies bei den astrologischen Prognosen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit der Fall war. Doch immer auch stehen sie im öffentlichen Zwielficht, man bewundert und beargwöhnt sie zugleich. Wie bei den Magier/innen und den Wahrsager/innen fragen wir uns: können diese Herrschaften wirklich zaubern und in die Zukunft sehen oder treiben sie nur ein Spiel? In jedem Fall aber geht ein Glanz von ihnen aus, und obwohl wir diesem Glanz zu misstrauen pflegen, sonnen wir uns doch selbst gelegentlich darin.

Unsere disziplinären Stärken sind, wenn wir unsere Arbeit gut machen, Beobachtung und Beschreibung. Beobachtungs- und Beschreibungswissen erzeugen aber nicht gleichzeitig schon Erklärungswissen. Denn wissenschaftliche Erklärungen operieren mit Vorannahmen und Hypothesen, mit systematischer Validierung, mit wissenschaftlichen Modellen, Begriffen und Theorien. Wir hatten uns seinerzeit nach volkscundlichem Usus bei einschlägigen Vordenkern – von Goffman bis Bourdieu – aus Nachbardisziplinen bedient, in der Art von Bastelarbeiten einiges ausprobiert. Aber wir blieben aufs Ganze gesehen doch im Anekdotischen stecken, im Zufallsbefund, in der interpretatorisch weitgehend unverbindlichen Deutung von pekuniären Alltagsepisoden.

Aus heutiger Sicht erscheint es mir in der Tat als naiv, uns kein bündiges Instrumentarium und keine klare theoretische Basis für die Beantwortung von Warum-Fragen geschaffen zu haben. Warum handeln Menschen in Geldangelegenheiten in dieser oder jener Weise? Die Gründe, die uns die Befragten nennen, sind zwar aufschlussreich im Hinblick auf Selbstdeutungen und Selbstrechtfertigungen, sie liefern aber keine kulturwissenschaftlichen Erklärungen dieses Handelns. Sind wir in der Lage, die alltagsökonomischen Warum-Fragen allein mit den Instrumenten und Begriffen unseres Faches erschöpfend zu beantworten? Heute frage ich mich, ob wir für ein mehr als nur essayistisches anthropologisches Verständnis des Geldes als kulturelle und soziale Praxis nicht doch zunächst auch über eine genaue Kenntnis des Geldsystems verfügen müssen, ob wir die Grundlage dezidiert ökonomischer Theorien und Modelle entbehren können. Individuelles Handeln, individuelle Erfahrung sind in diesem Kontext immer sozialisiertes Handeln, sozialisierte Erfahrung, und das soziale System, in dem sich Handeln und Erfahrung ereignen, ist die Ökonomie bzw. das Geldsystem. Darin agiert und regiert auch in den Augen von Ökonomen und Finanzwissenschaftlern längst nicht mehr unumschränkt der sogenannte *homo oeconomicus*.

Zugleich möchte ich jedoch auch auf die grundlegende Begrenztheit ökonomischer Modelle für die Erklärung kulturell bedingten Handelns hinweisen.

Denn ihnen liegen universalistisch-ontologisierende Konzepte von mehr oder weniger rational agierenden Akteur/innen zugrunde. Kulturforschung hingegen hat nicht den Menschen als solchen, sondern die Menschen in ihren kulturellen, sozialen und weltanschaulichen Bindungen und Differenzen im Blick. Kategorien des ökonomischen Handelns wie: Nutzen, Rationalität, Solidarität, Sicherheit, Gegenseitigkeit sind nämlich mitnichten als anthropologische Universalien anzusprechen, sondern tragen jeweils in hohem Maße kulturspezifische Bedeutungsinhalte. Vergleichbar der Verhaltensbiologie erlauben ökonomische Modelle zwar Aussagen darüber, was uns Menschen als Vertreter der Spezies *homo sapiens sapiens* in Bezug auf ökonomisches Handeln gemeinsam ist, aber sie sind weitgehend blind dafür, was Menschengruppen in historischer, kultureller, religiöser oder kosmologischer Hinsicht voneinander unterscheidet.

Gemeinsam mit einem Münsteraner Kollegen, dem Ethnologen und Südostasienspezialist Jos Platenkamp, ließen wir in einem weiteren Studienprojekt die ikonografischen Programme von Banknoten unterschiedlicher Währungen untersuchen. Diese Studien, von denen später einige zu Abschlussarbeiten ausgebaut wurden, lieferten gerade in der kulturvergleichenden Perspektive wertvolle Aufschlüsse über die Idee der Nation oder – beim Euro – der Nationengemeinschaft. Zu den imagologischen Beglaubigungsstrategien gehören regelmäßig Bilderreihen, in denen Motive der Abstammung und Herkunft, des historischen Aufstiegs, der Zukunft und der Ewigkeit auftreten. Immer wieder sind auf Banknoten die Ahnen der Nation repräsentiert, und sie, die Ahnen sind es auch, die man bei Systemzusammenbrüchen – etwa in ehemaligen Ostblockstaaten – auswechselt und deren Aufgabe nicht zuletzt darin besteht, ein Versprechen auf die Zukunft zu geben. Die Nation reproduziert sich nicht nur, sie erfüllt sich, sie strebt ihrer Bestimmung, ihrer Finalität entgegen im Geldverkehr. Dies ist eine der impliziten, Vertrauen stiftenden Bildbotschaften, die in Geldscheine eingeschrieben ist.

Giralgeld bzw. Buchgeld, welches die Bargeldmenge derzeit etwa um ein Vierfaches übersteigt und als verfügbares Guthaben nur in Gestalt von Zahlen existiert, gehört ebenso wie Münzen und Geldscheine zur Gesamtgeldmenge. Da es kein physisches Substrat hat, trägt es auch keine Insignien der Beglaubigung, der Wertstabilität oder der Vertrauenswürdigkeit. Dementsprechend springen hier die Geschäftsbanken als geldschöpfende Institutionen mit einer Rhetorik der Verlässlichkeit, Solidität, Liquidität und Sicherheit ein, was freilich bei vielen Menschen eine nach wie vor virulente Skepsis beispielsweise gegenüber elektronischem Zahlungsverkehr bisher nicht restlos zerstreuen konnte. Nicht, wie man gerne glauben möchte, unser Geld liegt – gar physisch – auf der Bank, sondern, in Gestalt unseres Girokontos, ein Schuldeneingeständnis der Bank uns gegenüber. Indem wir nun für Einkäufe Geld abheben und damit Giralgeld in Bargeld verwandeln oder indem wir aber für einen Kauf einen Zahlenwert von einem Konto auf ein

anderes buchen, kurz: indem wir Geld als Zahlungsmittel einsetzen, ordnen wir einem Preis einen Wert zu bzw. fügen wir uns einer solchen, bereits vorgegebenen Zuordnung. Genauer: wir korrelieren einen quantitativen Zahlenwert mit einem qualitativen Funktions- oder Bedeutungswert, konvertieren Geldform in Waren- bzw. Beschaffenheitsform, in materielle oder immaterielle Güter. Wie die Geldform nun an das kollektiv geteilte Vertrauen in die Beständigkeit des Staates und der intra- bzw. suprastaatlichen Institutionen der Geldbeglaubigung gebunden ist, so ist die Warenform an ein gegebenes Einordnungssystem von kulturellen Bedeutungen gebunden. Auf übergeordneter Ebene konvertieren wir bei Kaufhandlungen demnach ein Bekenntnis zur Dauerhaftigkeit des Staates in ein Bekenntnis zu dingweltlichen Ordnungsvorstellungen und Klassifikationen.

Dadurch generieren und regenerieren wir Werte. Dies betrifft den Staat oder die Staatengemeinschaft Europa ebenso wie die käuflichen Dinge selbst. Denn zum Beispiel ein wertloser Euro, ein Euro ohne jede Kaufkraft, ein Euro, dem niemand Glauben und Vertrauen schenkt, würde ja auch das Konzept Europa im wahrsten Sinne des Wortes entwerten. Wir erleben derzeit ja angesichts der europäischen Krisenstaaten gewissermaßen live, wie der Finanzsektor als Bewertungsmaßstab für die Dignität von Staaten insgesamt Einsatz findet. Der Wert des Staates wie auch der Wert der Dinge: sie entstehen demnach erst aus der Beziehung zwischen diesen beiden, aus wechselseitig konvertierbar konzipierten und insofern voneinander abhängigen Systemen des Staates und den warenförmig verfassten kulturellen Bedeutungen. Werte sind also mit anderen Worten im Kontext monetärer Austauschprozesse keine absoluten, sondern relative Größen. Wie im monetären Code der Wert des Staates über eine Beziehung zur Dingwelt konstruiert ist, so erzeugt diese Beziehung ihrerseits auch den Wert der Dinge, der ihnen ja nicht von Natur aus innewohnt, sondern ihnen durch einen quantifizierenden Geldwert beigemessen wird, was ihnen zugleich einen systematischen Ort innerhalb eines allgemeinen Vergleichsrasters von Preisen und Werten zuweist.

Monetär repräsentierte Werte sind aus dieser kulturalanthropologischen Perspektive also zuvorderst nicht marktökonomisch als das Ergebnis von Preisbildungsprozessen anzusprechen, sondern sie entspringen aus dem Glauben an die Permanenz des Staates einerseits und der Zugehörigkeit zur Matrix der kulturellen Bedeutungen andererseits als zwei miteinander interagierenden Vorstellungssystemen. Zur Gegenprobe: Geld ohne Glaube an die Permanenz des Staates – und hinter dem Staat an die Permanenz der Nation: deshalb auf staatlichen Banknoten regelmäßig Bildzeichen der Nation – würde sich wie Monopoly-Geld bestenfalls als Spielgeld eignen. Und Objekte ohne kulturelle Bedeutungsrelevanz – sagen wir als unverzehrbar kategorisierte Tiere wie etwa Ratten oder Kakerlaken als Nahrungslieferanten – treten nicht in monetär konvertierbare Wert- und Preisbil-

dungsprozesse ein, sie werden schlichtweg nicht zu Gütern, im genannten Fall zu verkäuflichen Lebensmitteln, jedenfalls nicht in unserer Gesellschaft.

Zusammenfassend heißt das: Geld bewertet Güter, indem es Beziehungen erzeugt und markiert; zum einen erzeugt und markiert es Beziehungen zwischen einer im Prinzip unbegrenzten Anzahl von Gütern und von Güterklassen; zum anderen erzeugt und markiert es Beziehungen zwischen der Ordnung der Güter und der Vertrauenswürdigkeit bzw. Permanenz des Staates. Bei diesen Kategorien und Beziehungen handelt es sich um latente und gesellschaftlich wirkmächtige Vorstellungs- und Bewusstseinskomplexe, die bei Geldpraktiken aller Art – Kaufen, Schulden machen, Sparen – virulent bzw. aktualisiert werden.

Geldgaben bei sogenannten Gebehochzeiten, denen ein Erwiderungsanspruch innewohnt, oder in Kondolenzbriefe eingelegte Geldgeschenke, deren Höhe mit der Position des Gebers, der Geberin zur Trauerfamilie variiert, machen beispielhaft deutlich, dass Geld zugleich ein effizientes Medium der Stiftung, Markierung, Reproduktion und Kontinuierung sozialer Beziehungen darstellt. In den ländlichen Gebieten Nordost-Thailands, wo ich über Jahre hinweg zu Feldforschungen vor Ort war, ist es – ganz ähnlich wie bei den westfälischen Gebehochzeiten des 18. Jahrhunderts – gang und gäbe, dass die Geladenen zu häuslichen Feierlichkeiten aller Art (Hochzeiten, Trauerfeiern, Erinnerungsfeste für die Verstorbenen) Geldgaben entrichten. Am Zugang zum Grundstück des Hauses sitzt ein Schreibkundiger mit einem Buch, in das er die Höhe der Gabe sowie den Namen des/der Gebenden minuziös verzeichnet. „Die Feier unterstützen“, so lautet der einheimische Ausdruck für diese sozial verpflichtende, das heißt erwartete, jedoch nicht eingeforderte Gabe. Konzeptualisiert ist sie als eine Art von Kredit, der bei Gelegenheit vergleichbarer Feiern im Hause eines Gebenden in erhöhter Summe – man sagte mir mehrmals in doppelter Höhe – vom aktuellen Empfangenden zurückbezahlt wird. Dieser Anspruch auf Erwidern besteht lediglich als Vorstellungmodell, ich weiß von keinem Fall, wo er tatsächlich ausdrücklich eingefordert worden wäre. Für die dörfliche Gesellschaft bedeutet dies, dass jeder Haushalt innerhalb eines weit verzweigten Netzes von nachbarschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen unbeglichene Ansprüche offen hat und zugleich wortwörtlich in der Kreide steht. Genau diese perpetuierten und dabei nie aufgelösten kreditmäßigen Austauschbeziehungen sind es, welche die Lebendigkeit und Stabilität des sozialen Miteinanders aufrechterhalten. Würde ein/e Teilnehmer/in in der Tat endgültig seinen Tisch machen, die Gaben verzinst zurückverlangen und seine eigenen Schulden begleichen, würde er dadurch also gewissermaßen „quitt“ sein mit seinem sozialen Umfeld, dann käme dies nicht etwa wie hierzulande einer Schuldenfreiheit, sondern dem Abbruch der sozialen Beziehungen gleich.

In solchen Austauschzyklen ist das Geld zwar immer noch staatliche Währung, und noch immer dient es der Finanzierung materieller Bedürfnisse, zugleich

tritt es auf einer neuen Ebene in symbolische Praktiken ein. Referenzsysteme des monetären Glaubensbekenntnisses sind nun nicht mehr der Staat und der Gütermarkt, sondern die gelebten sozialen Austauschbeziehungen, das Beziehungsnetzwerk auf der einen und die rituellen Ordnungen auf der anderen Seite. Denn der hier wirksame Geldumlauf dient genau dazu, den Glauben an die Dauerhaftigkeit sozialer Beziehungen in die Ermöglichung der rituellen Lebensvollzüge zu konvertieren: Eine Ökonomie jenseits der Volkswirtschaft, ein Geldsystem jenseits des Finanzsystems. In kosmologischem Bezug, speziell hinsichtlich der Austausch- und Transformationsbeziehungen zwischen der diesseitigen Welt der Lebenden und der jenseitigen Welt der Toten, der Ahnen und der Geister, rückt der Staat als Beglaubigungsreferenz noch weiter in den Hintergrund. Das führt dazu, dass Geldpraktiken in diesem Feld dem Wirtschaftskreislauf gänzlich entzogen sind. Geldgaben an die Toten wie der sogenannte Zehrpfennig, der nach ADV-Untertagen auch hierzulande noch im 20. Jahrhundert gebräuchlich war, zirkulieren im transzendenten Raum und haben Kaufkraft nur im Jenseits. Gleiches gilt für Geldopfer an die Ahnengeister, wie sie in vielerlei rituellen Zusammenhängen regelmäßig vorkommen, die ich in Thailand untersuchen konnte. Materielles Substrat ist hier zwar nach wie vor Geld in umlaufender Währung, es generiert indessen Werte nicht mehr aus einer Beziehung zwischen dem Vertrauen in den Staat und dem Feld irdischer Güter. Wert erzeugt dieses Geld nun durch den Glauben an die Permanenz bzw. die Ewigkeit des Gesellschaftskosmos, der die Welt der Lebenden und der Toten, also der Ahnen umgreift. Das Geld für die Toten setzt diesen Glauben in Beziehung zu den Bedürfnissen und Erfordernissen, die den Einzelnen im Rahmen seiner Reise von der diesseitigen in die jenseitige Welt sowie seinen Aufenthalt dortselbst betreffen. Es leuchtet unmittelbar ein, dass die Wertbeglaubigung von Geld, welches in solchen transzendentalen Austauschbeziehungen zirkuliert, weder von Notenbanken noch von Staaten geleistet werden kann, sondern durch Vermittlung transzendentaler oder spiritueller Expert/innen, durch Initiierte etc. gesellschaftlich verankert ist. Das heute gängige Bestattungsritual in China ist ein Beispiel dafür, dass Transzendentalwährung keiner Bindung an eine Landeswährung bedarf. Überall in China, aber auch in der chinesischen Diaspora weltweit, kann man von der „bank of hell“ ausgegebenes Höllen- oder auch Geistergeld erhalten, welches man bei Bestattungen oder Totengedenktagen verbrennt, damit es dem Verstorbenen im Jenseits an nichts mangelt. Die oft farbenfrohe Ikonografie dieser Banknoten verweist nicht wie die der chinesischen Renminbi-Währung auf ein ewiges und künftiges China, sondern auf ein unterweltliches Jenseitsreich. Neben dem Geistergeld pflegt man für die Toten übrigens auch papierene Nachbildungen von Mobiliar, Autos, Waschmaschinen, Computern, I-Pads oder Smartphones zu verbrennen. Und auf dem Weg von der Trauerhalle zum Krematorium werfen die Angehörigen weiteres, archaisch an-

mutendes Geistergeld aus dem Autofenster, damit die Geister den Weg für den Toten freimachen – eine Art Wegsperre und Lösung im Rite-de-passage-Kontext chinesischer Todesrituale.

Geld generiert Werte, indem es glaubens-, vertrauens- oder bewusstseinsbasierte Gesamtheiten – Staat und Güter, soziale Beziehungen und rituelle Reproduktion, Kosmologie und transzendente Existenz – miteinander in Beziehung bringt. In Beziehung bringen allein reicht allerdings noch nicht aus, die Beziehung zwischen diesen Gesamtheitspaarungen muss zugleich als wechselseitig austauschbar, gegenseitig konvertierbar gedacht sein. Und hiermit, zum Schluss, komme ich doch noch auf mein Thema. Was ist mit dem Wert der Werte, dem, was uns heilig ist, dem Unbezahlbaren, das sich gegen jede Ökonomisierung sperrt? Jugend, Gesundheit, Glück, der überirdische Augenblick im Kunstgenuss, in der Sinnlichkeit, im Naturempfinden, in der Liebe, im spirituellen Erleben – das Unbezahlbare ist unbezahlbar, weil wir es nicht kaufen können, weil es sich nicht austauschen lässt, weil es nicht konvertierbar ist in etwas anderes.